

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Eine Nacht in der Pinakothek zu München

[urn:nbn:de:bsz:31-321934](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-321934)

Eine Nacht in der Pinakothek zu München.*

Ich saß am Fenster und sah in das verglimmende Abendroth, Wolkenschiffe zogen ihm nach. Mein Auge begleitete die zerflatternden Formen, die sich bald einten, bald lösten, die Phantasie lockend zu lustigem Reigen. Bewegte kühne Gruppen: Nicht umsonst hat jener welsche Meister seine Malerzöglinge, um ihnen Zusammenstellung zu lehren, auf die Dunsbilder dort oben verwiesen. Ich weiß nicht, weckten sie harrende Erinnerungen in mir, oder trug ich diese hinauf zum Schattenspiele der Wolke — ich hatte heute die Gallerie besucht: manche Gestalt trat noch einmal vor meine Seele, während außen Alles in graue Dämmerung schwamm.

Gern schüttelt man den Staub des Alltagsseyns von den Füßen, hineinzutreten in eine andere Welt, wo über allen Schein hinaus und alle Künsterei, das Gesetz der Wahrheit waltet und der Natur — verklärende Schönheit. In eine Welt des ewigen Frühlings, wo die Rose sich nie entblättert und nimmer die Thauperle sich auf der Knospe verzehrt. In eine Welt, die wie unergründliche Fremde zugleich und süßgewohnte Heimath uns verzaubert: Immer neu und doch das Vaterland! Wie die Liebe, tiefwurzelnd in unserm eigensten Seyn, aus uns herausgediehen, und doch von uns selbst als Wunderblumenkelch angestaunt; von uns gepflanzt, genährt — und uns doch ein Geheimniß. In jenen Räumen welsch' Grünen und Blühen unvergänglichen Lebens! Die Luft schon haucht uns dort als ein geistigeres Element an. Eben die Tempelstille ist so erwartungsreich und inhaltsschwer. Es liegt in solchem Schweigen eine körperlose Musik, die an unsere Seele weht. Der leise Wellenschlag eines unsichtbaren Meeres bricht sich an meinem Ufer. Ein Meer von Weh und Glück, Tropfen für Tropfen. Das Gewimmel äußerer Begegnisse und die größern innern Schicksale; alle die Pilgerwege in Nacht und Glanz, Fluch und Segen; laute Thaten und ge-

* Wir zweifeln nicht, daß diese phantasiereiche Schilderung, eben sowohl alle jene, welche München's reichen Kunstschatz kennen, als auch die, welche noch nicht Gelegenheit hatten ihn kennen zu lernen, gleich sehr befriedigen wird.

D. Red.

Europa. 1811. 111.

heim's Herzensweben: jeder Pinselstrich könnte erzählen. Sie dehnen sich vor mir aus diese Minuten, Stunden, Tage, Jahre, mit ihrem Geleite von Verzagen und Reue, Blut und Frieden, getäuschter und erfüllter Sehnsucht. Nichts davon ist vergangen: alles Geistige gehört der Ewigkeit, lebt schon in ihr. Die Idee wird fortbauern, auch wenn ihr Leib verblich. Aber so lange die Jahrhunderte schonend wie mit Taubenfittigen an dem Werke der Begeisterung vorüberschweben, als wäre es ein Kind des gestrigen Lenzes: duftet mitten unter uns des Meisters Daseyn in Blumenfrische. Nicht graue Fernen trennen uns; er steht neben mir; sein warmer Athem säufelt um mich; sein Herz schlägt an mein Herz; er hat sich mir ganz aufbewahrt; ich kenne ihn bis in die kleinsten Züge: Aus seinem Gebilde fühl' ich den Schöpfer heraus. Es ist ein Theil von ihm — nein, er ist es selbst: sein höheres Selbst.

Hat sich des Meisters Wesen in sein Werk ergossen, geschah die Schmelzung in ächter Seelenglut — wie will man sich ihn ganz abgetrennt denken von der goldenen Frucht seines Genius? Können wir scheiden von dem, was wir in edler Liebe umfaßt? Nein, wir werden mit dem Segen der Verklärung jede schöne Treue bestegeln! Das ist Seligkeit. So schwebt wohl in unsichtbarer Hand ein Palmkranz um manches Gemälde, weicht es zum Ausströmen heiligender Kraft, die wir empfinden, nicht enträthseln: die Festmelodien freier Liebe. Doch gibt es auch knechtische Liebe, die uns immer wieder zurückreißt. Wenn wir mit allen Fasern unseres Seyns in der Erde wurzeln, können wir den Himmel nicht finden, ja nicht suchen, nicht wünschen. Wir verlangen nur nach unserem falschen Himmel: Mich hungert — und man will mir den Durst löschen. Ich soll fliegen und habe keine Schwingen, soll mich am Lichte freuen und bin blind! — Darum glaube ich auch an Euch, die ihr noch heimathloser, noch ruheloser seid als wir; Ihr bleichen Brüder, Ihr armen, bettelnden Seelen, die ihr, gefangen von Schuld oder Unvermögen, immer wieder die gewohnten Pfade einsam schleicht, weil Ihr keine neuen zu entdecken wißt. Mir bangt vor Eurer hohlen Schatten, Euch vielleicht noch mehr vor unserem plumpen Körperkleide, und wir bemitleiden einander wohl gegenseitig. O es gibt graue Tage, wo etwas, das Eurer Rede und Langeweile gleichen mag, durch unser Herz fröstelt! Sind das Warnungen, die von Euch kommen?

Man sagt, daß ein geheimnißvolles Bindemittel zwischen Stoff und Geistigkeit bestehe, ein höheres Element in unsern Nerven wirke. Die Ausströmungen dieses Aethers — wer darf sie bemessen; ihre Dauer, ihren Umfang? Wer weiß, ob sie nicht die Seele in ihren Kreis bannen, ihr eine heimathliche Region schaffen, wohl gar sich zu einem duftigen Gewande verdichten? Wenn es Geschöpfe gibt, die nicht Todte sind und nicht Lebendige — Schlafwandler würde ich sie am liebsten nennen —: wie viele Fäden mögen sich dann zwischen diesem Nebelreiche und jenem Schatze von Gemälden krenzen! da solche Sammlung ein Markt ist von Leidenschaften,

ein Brennpunkt aller Gemüthsstimmungen und Lebensgeschicke; ein Epos, ein Drama, umfassend wie die Weltgeschichte und das Weltgericht. Welch' Grauen, etwa zufällig einmal in jener Kunsthalle weilen zu müssen, wenn die gestorbenen Meister ihre lebendigen Gemälde besuchen und die Originale ihre Conterfei; wenn alles, was vor diesen Bildern zu viel geliebt oder gehaßt hat, wenn jeder unversöhnte Wunsch, jedes gebrochene Wort die Kunde macht! Wie es da mag rauschen und stöhnen! eisige Luftzüge wehen, düstere Flämmchen zucken auf Ich weiß nicht, wie lange ich so fort phantasirte. Meine Gedanken verwirrten sich

Auf einmal sehe ich einen weißen dichten Nebel, unterscheide, lang und länger hineinblickend, ein Gewühl von Gestalten: Ich bin in der Gemäldegallerie! — Ja, nun erkenne ich sie die grünen und rothen Säle, die goldschimmernden Wölbungen voll zarter Skulpturen, die Nischen und Seitenhallen zu fernen Perspektiven gedehnt, von bunter Menge durchwogt. Nach dem Eingange wollte ich fliehen, fühlte mich aber bald angewurzelt, bald unaufhaltsam vorwärts gezogen. Die Gestalten, welche sich an mich herandrängen, sind mir nicht fremd: Mengs weißbärtiger Kapuziner mit dem gutmüthig-schlauen Gesichte, auf seinen Knotenstock gestützt. Die Frau im schwarzen Faltenrocke von Hans Melich, das Kinn klösterlich im weißen Tuche. Rembrandt's Türke, rohe Kraft in allen Zügen. Douffet's Herr im dunkelrothen Sammetrocke verneigt sich. Dort stehen die riesigen Heiligen von Grunewald ernstblickend, leblos, mehr wie Statuen, denn Gemälde. Gleich einer Wachfigur lehnt in der Ecke Kranach's Lucretia im kurzen, rothen Röcklein, den Dolch auf der Brust. Ein Künstler sitzt vor seiner Staffelei; lachend reicht ihm das Mädchen Pinsel und Palette. Von der Wand stiert Wolf's Leichengesicht. Vorüber schreitet mit hochgethürmtem Kopfspuße die Judenbraut von van Gelder. Achselzuckend blickt ihr ein Mann von Ravenstyn nach. Gepolter, Flüstern, Rauschen von Gewändern. Verlorene Klänge durch das Gewirr. Eine zitternde, wechselnde Beleuchtung, zuweilen wie Mondlicht, meist rothschimmernd. An manchen Stellen Dunkelheit.

Nach und nach gewöhnte sich mein Auge mehr daran. Einzelne Gruppen tauchten aus der Flut. Die grinsenden Wucherer von Quentin Messis, sein geiziges Ehepaar, wühlen mit den langen eckigen Fingern nicht mehr in Silber und Gold, müssen statt seiner alle Thränen wägen und zählen, fort und fort, die sie ausgepreßt. Der Ritter von Albrecht Dürer steht zu, auf der Lanze ruhend; eine hagere Gestalt, roth gekleidet. Vom Helme wallt die rothe Feder. Gelblich das entsagende gefurchte Antlitz. „Wiegen Thränen nicht schwerer als Gold?“ fragt er. Zwei Eheleute von Rembrandt im soliden Sonntagsstaate wandeln Hand in Hand, gleichgültig gegen Alles ringsum. Mit einander eingelebt in farblos scheinender Beschränktheit, will dieß Paar keine Seeligkeit, weiß nichts von Verdammniß, zufrieden beisammen zu seyn; leidenschaftlos eben nur so hindämmernd in An-

hänglichkeit und Gewöhnung. Der narbige Krieger von Champagne mit der weißen Feldbinde über dem Panzer, ein sonnverbranntes Gesicht voll eisernem Gehorsam im Befehlen wie im Gehorchen, pußt unaufhörlich an seinem Schwerte, wischt es immer wieder ab, neigt sich oft darauf, daß die flockigen blondgrauen Haare lang niederfallen, und murmelt eintönig vor sich hin: „Bald wird es wiederkommen das Weib im schrecklichen rothen Mantel.“ — „Damit meint er gehorsame Treue, der im Leben er Alles opferte, die er sein Lieb nannte,“ flüsterte eine Stimme an mein Ohr. „Er hat nicht geachtet all' das Kriegselend, wenn sie es heischte, ob auch der Mütter Gewimmer in sein Herz schnitt. Auf einer Brücke, im Treffen, starb er, sah mit brechendem Auge sein Lieb gräßlich am Geländer stehen, keinen Kranz in den Händen. Sie deutete nach der brennenden, geschleiften Stadt, und wälzte alle Flüche des Gewissens in diesem Einen Augenblicke auf den Unseligen, verfolgt ihn seitdem; er aber meint, alles wäre gut, hält' er die Klinge erst vom Blute reingewischt.“ — Ich sah Frauen mit weißen Hauben und Halskrausen von Porbus, und graubärtige Kriegseleute von Mirevelt, im unbestimmten Drange nach Höherem, wozu sie noch nicht gelangen können, vor sinnig beschaulichen Bildern verweilen, welche diesen ahnungsvollen Seelen zu Brücken werden, vor Kulmbach's Heiligen, vor Burgkmair's Johannes auf Patmos, der unter den drei Palmen kniet, trautumringt von des Südens Blüten und Thieren. In diese Märchenherrlichkeit blicken die wandernden Geister hinein, und in den Kindererinnerungen taucht ihnen auch der Kinderglaube wieder auf.

Sandrart's Nonne erhebt sich streng und hochmüthig von ihrem Armstuhle, auf dessen Lehne die vornehme Hand gebieterisch ruhte. Vom Haupte wallt der schwarze Schleier; aus weißen Tüchern starrt das gespenstige Antlitz voll Hohn und verbissener Leidenschaft, nach Einer Richtung. Dort gewahrte ich eine Magdalena mit kindlichen Zügen, die, ein Kreuz an die Brust drückend, sich näherte, das reuige Auge zu der Sonne aufschlug; der kleine Mund lispelte: „Muß ich es Dir schon wieder herzhählen? Wir haben Ihn beide geliebt, aber mir gehörte Er. — „Man widerstand meiner Liebe, aber meinem Hasse soll Niemand widerstehen!“ sagtest Du zu Dir selbst. Dein feinverdecktes Spiel trennte uns, mich und Ihn. Auf Deine Seele der Fluch meiner Vergehungen! Ahnungslos nahm ich zuletzt den Schleier im Kloster, wo Du inzwischen Dich zur Aebtissin erhoben. „Ich war nicht glücklich“ — hieß es in Dir — „Niemand soll es seyn; das mir geschene Leid räche ich an Allen. Kein Vergessen. Kein Verzeihen. Mit dem Blicke schon will ich vernichten, unbezwinglich in meinem kalten Grimm.“ — O ein solches Weib ist unerbittlicher als ein Mann — sie versteint in sich! Durch falsches Mitleid und Härte brachtest Du mich von Sünde zu Sünde, störtest meine Buße um mich dann, unter dem Schein der Tugendheldin, zu zertreten; verriethst Dich und Deine Absicht nimmer; ja noch auf dem Sterbebette suchte mein brechendes Auge mit scheuer Ehrfurcht die

Richterin — und sie hat mich doch um irdische und himmlische Seligkeit betrogen.“ — Die Aebtissin erwiedert nichts, bleibt ganz starr; nur als sie sich endlich wieder langsam niederläßt; wird einige Erschöpfung sichtbar. Ich höre neben mir seufzen: es ist der hagere Ritter im rothen Waffenrocke mit der Lanze.

Von Saal zu Saal riß mich die Strömung. In Seitenhallen waltete Ruhe bei den alten niederdeutschen Meistern. Um einige Gemälde heller Schimmer. Ich näherte mich van Eyt's Verkündigung. Kinderstimmen singen:

„Das hat er alles uns gethan
Sein' groß Lieb zu zeigen an.“

„Das ewig Licht geht da herein,
Gibt der Welt ein'n neuen Schein.“

Wie man durch die Fenster eines Hauses in die Christbescheerung schaut, seh' ich im Lichtnebel Kinder Blumen zutragen, Kränze winden, die Händchen falten. So auch vor Hemling's Christoph, welcher, ganz Treue und Gehorsam, ein Held im Glauben, den kindgewordenen Gott, das Kind voll unsäglichlicher Sanftmuth und Gewalt, durch die grünen Fluten trägt, die vom Aufgange strömen. Wieder klingt ein Chor:

„Er ist ein Kindlein worden klein,
Der alle Ding' erhält allein.“

Blumendüfte gehen aus von den Mariafreunden Hemlings. Vor der Anbetung des Johann van Eyt, wo die Könige aus Morgenland mit burgundischer Pracht in der frommen mittelalterlichen Stadt knien: zünden Kinder Weihnachtbäumchen an und singen:

„Er ist auf Erden kommen arm,
Daß er unser sich erbarm,
Uns in dem Himmel mache reich
Und seinen lieben Engeln gleich.“

Um Schorel's Tod der Heilandmutter schaaren sich weinende Kinder; Andere tragen im Spiele ein Sarglein mit Blüten bestreut: Die treuen Kleinen alle sind der frommen Meister kindliche Gedanken, die hier ihre Feste feiern.

Widerstandlos trieb mich's aus der stillen Bucht. In einem Saale streckte Rembrandt den Kopf aus der Mauer, den niedern Hut tief gedrückt in's braungelbe Gesicht. Mit Trogblicken mißt er seinen Nachbar, der mich wie ein Schwarzkünstler gemahnen will: Inneres Aufschau'n liegt in den scharfsenkenden Augen; etwas, wie praktischer Seherblick. „Verflucht mein Pinsel,“ rief der finstere Meister, „daß er Deine Züge festgehalten! Mußt Du in geistiger Hofart immer auf mich herunter lächeln? Keine Kunst, sich zu blähen, wenn man mit dem Teufel im Bunde!“ — Voll überlegener

Ruhe zeichnete der graubärtige Alte mit dem Stocke Buchstaben in die Luft und entgegnete: „Armer Mann, noch immer voll Neid und Erbitterung! Gönnst Dir selbst nichts Gutes. Begeifere nicht den Nächsten; bereue vorher Deinen Geiz, Deinen Wucher, Deine Betrügereien...“ — „Betrügerei!“ brach Rembrandt los. „Ich betrog doch nur um Geld, nicht um Seelen. Hab' ich je mit den Menschen gespielt, wie Du, sie mit höllischer Zauberei verlockt, ihnen Liebe und Haß in den Trank gemischt?“ — Auf den Eifernden blickt der Magier kalt nieder. Im frechen Hochmuth sitzt er da. Seine Kleidung ist ganz dämonisch geworden: die Edelsteine über der Brust und an der Mütze glühen wie Kohlen. Das Barett mit der schwarzen Feder sieht beinahe einem Raubvogel gleich.

Vor das Ehepaar von Maas trat der hagere Lanzenträger. Er betrachtete die Frau im Ueberkleide von hochrothem Atlas, sah ihr fest in die trägen und doch heftigen, schmeichelnden Augen. Selbstgefälliges Lächeln sitzt auf den breiten rothen Lippen. Nachlässig ruhen die Arme neben einem Blütenbusche; die Hände sind weichlich und doch leidenschaftlich. „Amphibie,“ schilt Lukas, „gränzenlos gefallsüchtig in phlegmatischer Eigenliebe! Selbst liebtest Du im Grunde nicht; nur Deine eigene weiße Narrenfigur, Deine Perlen, Deinen Sündenglanz. Geachtet hast Du Niemand, weil Du Dich, Splitterrichterin, in der Stille selbst nicht achten konntest. Nichts als Berechnung, Aufschauern! Bei Dir ist bloß Hochmuth, was Stolz bei diesem Manne werden möchte. Du hochfliegendes Menschenkind,“ wandte sich der Ritter zum Gatten, den die wilde Fülle brauner Locken, die kühne Stumpfnase, die tiefliegenden Augen bezeichnen; „mit heißem Ehrgeize konntest Du es doch immer nur zum dürren Phantasten bringen. Gut warst Du, wenn man Deine Eitelkeit nicht reizte; ein Schwärmer, aber doch voll Egoismus; zerschelltest immer wieder an der Frostkälte dieses Weibes, dem Du Dich, Du Affenkopf, in einer romantischen Aufwallung verbunden, und das Dich beherrschte, denn Du warst schwach, Adamsböhnchen, trotz Deiner Hestigkeit, oder vielmehr gerade darum.“ — Die Dame, bei diesen Worten in peinlicher Verlegenheit, sieht sich ängstlich um, ob es Jemand höre, denn der Schein geht ihr über Alles. Der Schwarzkünstler rief immer herunter: „So recht! So recht!“ und klatschte Beifall. Mitten in der Rede des Geharnischten schlüpfte das Ehepaar aus dem Rahmen fort und mischte sich unter die Menge, Arm in Arm, glatt und freundlich, als wäre nichts vorgefallen. Der Bleiche mit der rothen Helmsfeder rief zum Magier hinauf: „Pfui über Deine Schadenfreude! Bist ja selbst ein räudiger Hund!“ — „Bist Du etwa wegen Deiner Tugend hier?“ erwiderte der Alte. „Mattherziger, dem es an Kraft zum Guten wie zum Bösen gebrach! Hast um Beide gebuhlt, das Eine geliebt und das Andere nicht lassen können, Du Mitleidvoller, der Niemand etwas versagen konnte!“ — Der Ritter senkte sein Haupt. „Ja wohl, ja wohl,“ sprach er; „der arme Lukas hat vormals im Drange zu opfern und zu helfen, auch Unrecht nicht

verschmäht, wo's galt den Zweck zu erreichen, und ist jetzt verdammt ein Warner zu seyn, Allen die herbe Wahrheit zu sagen. Er fühlt, daß er weh thut, und muß doch! Wo Unglück oder Sünde ist, da steht er immer dabei mit dem innern ungeheuern Mitleid und der äußern Kälte. Seine Augen bleiben trocken. Sein Herz weint. Alles haßt und verspottet ihn. Er hat keinen Freund — im Leben hatt' ich Einen: der Tod war mein Freund durch's ganze Leben — ich hab' ihn verloren den Freund.“ — Gegenüber sah ich Hondekoeters Hähne ihm Streite, zu beiden Seiten fliehende Hennen und Küchelchen — überall Krieg!

Baldung's Markgraf hatte sich herangedrängt, die neugierigen, hellblauen Augen weit aufgerissen, die Alles zumal anstarren, uns überall verfolgen. Er trägt einen pelzverbrämten Rock, ein rothes Barett mit Geschmeide über den straffen, blonden Haaren. An allen Fingern glitzern Ringe. Seinen Gespensterblicken auszuweichen, drückte ich mich in einen dunkeln Winkel. Bei Everdingens Mühle, wo sich Tannen zum Himmel recken, Wasser um Felsblöcke schäumt, Todeschweigen. Nur leises Rauschen der Mühräder. Aber vor dem Bilde der Schatten eines Mörders, welcher ächzt über das Schweigen des Erschlagenen, hier Verscharren; ächzt, daß die Leiche so still ist, still wie es der Mörder gewollt. Unfern die Familie Hutten von van der Helst in mittelalterlicher Häuslichkeit. Der arme Lukas war auch hinzugetreten und sprach zum Manne, der mit tiefgefalteter Krause an seiner Birthin Seite im Lehnstuhle ruht: „Ja, ja, eine gute Ehe, wie man in der Welt zu sagen pflegt! Deinen Maulwurfhügel hast gebaut, Dich im Herzen wenig mit Frau und Kind befaßt, nur dem Handwerke gelebt.“ — Der kleine treuherzige Knabe neben dem Vater, und Schwesterlein an der Mutter Hand mit schlaueigenennigem Gesichtchen, entwachsen plötzlich dem Rahmen. Die kindlichen Züge verwischen sich: „O Mutter, Mutter,“ jammert die Tochter, „warum hast Du Dich in den irdischen Haushalt zu tief versenkt, und auch uns nur für die Zeitlichkeit erzogen? Warum mir jeden Wunsch gewährt, daß üppig Unkraut in meiner Seele aufschöß? Mutter, Mutter, von Dir fordere ich Glück und Unschuld, so Dir anvertraut waren! —“ Der Hausfrau schmale Wangen, die Stirne, aus welcher die Haare weit zurückgekämmt sind unter das Mützchen im Nacken, werden noch bleicher bei des Mädchens Klagen. Das Kleinste sitzt zwischen den Eltern auf dem Tische mit rothem Teppiche, ein weißgekleidet Kindlein. Es starb früh. Jetzt wachsen ihm Flügelschen und als Engel sitzt es bei der Mutter, sagt ihr Sprüchlein vor, und sie horcht durstig darauf und lernt von ihrem Kinde. Es faltet ihr die Hände und spricht: „Mußt beten:

Lieber Gott, mach' mich fromm,
Daß ich zu Dir in den Himmel komm'.

Und schon vom Hören werden die braunen Augen der Mutter heiter. — So oft ich ringsum in die Nähe der Blütentelche von Rachel Ruysch, van

Huysum und Heem kam, gewahrte ich immer, daß die Blumen unter einander flüsteren. Sie neigten die duftenden Häupter hin und her, aber ich verstand die Sprache nicht. Oft schauerten sie wie in sich hinein und dann war es wieder als perle Nachtthau aus der Blätterfülle.

Warum kein Holbein? fragte ich mich. Wo ich auch suchen mag — seine Rahmen alle leer. Da saust das Gerippe mit dem Geistlichen an mir vorüber, daß die schwere Goldkette auf dessen Brust klirrt; schnalzt mit dem Knochenfinger und ruft: „Heysa! zum Tanz nach Basel!“ — Aus dem großen Rubenssaal schallte wilder Lärm. Es riß mich in den Wirbel, wo fieberhafter Wahnsinn tobt, in den Brennpunkt all’ des sündigen Treibens: Dumpses Brüllen droht von der Löwenschlacht, und vor Latona quaken riesige Frösche. Doggen heulen. Der Jäger bei der Schweinhege schmettert in’s Horn. Römer, Sabiner und Sabinerinnen ringen mit einander. Der Satyr trinkt und trinkt aus seiner Muschel perlenden Nebensaft. Zügellose Soldaten fluchen. Mit aufgelösten Haaren tanzt die Delila umher. Der siebentöpfige Drache und andere Ungeheuer fliegen an der Decke. Am Boden liegt ein Knoten von Schlangen. Sie kriechen zischend die Wände hinauf. Grausig vor Allem das jüngste Gericht mit seinem wilden Anäuel von Leibern, und den Gerippen in Bahrrüchern verschleiert, hier sehen unter den Leichenstein duckend, dort höhnisch emporstachend: In diesem Augenblicke ging mir auf, daß Alles dieß vom Bösen ist, daß er zu diesem Gaukelspiele christliches Gewand borgt, daß Seligkeit wie Jammer unächt sind. Unächtlich müssen jene Gestalten das Gericht durchmachen, aber ohne Heil, nur die sinnlichen Qualen und irdischen Freuden.

In der Laube hoch oben sah Rubens auf das Wirren seiner Gebilde herab. Aber der gutmüthige Mund zuckt schmerzhaft; umwölkt blicken die sonst so klaren Augen. Die Sinnesfreude ist entblättert. Hand in Hand mit ihm sitzt zu seinen Füßen, mild und ihm innig verwandt, die erste Gattin Elisabeth Brandts, aufgestülpt den spitzen Strohbut. Verwünscht ist der Muthwille glücklicher Liebe, das anmuthige Siegersglück, das in den feinen Mienen lauschte. Elisabeth, bloß von der Liebe noch festgehalten, lichter als die Schattengestalt ihres Freundes, lächelt ihm still Trost zu. Fern und einsam steht die zweite Gattin. Eine üppige Gestalt im schwarzen Sammetgewand, Hals und Brust von leichtem Flor umhüllt, auf den hellen Locken ein Federbarett. Die lustigen Augen unter lichtbraunen schönen Bogen, gewöhnten sich an Thränen. „So hast Du sie denn verstoßen,“ wehklagte sie, „Deine heißgeliebte Helena? Sie, die Dein höchstes Gut Du nanntest, muß an Deiner Seite eine Andere schauen?“ — „Schweige!“ gebot der arme Lukas. „Du hast keinen Theil an ihm. Jene hat seinen Geist geliebt. Du verlocktest ihn nur zu Weltlust. Was er jetzt leiden muß, fällt auf Dich.“ — Die Forman seufzt. Ihr Blick fällt auf die Kinder mit dem Fruchtgehänge, die sich in Längen bewegen. In diesen sieben Genien hat Rubens ehemals in glücklichen Zeiten die Liebreize seiner He-

lena verewigen wollen. Diese winkt nun den Kleinen herbei, flüstert mit ihnen und sendet sie ab, zu bitten beim Gatten für die einst Geliebte. Da hüpfen sie denn hin in mährchenhafter Kinderlust die derben anmuthigen Gestalten — Alles Fülle und Frohsinn. Der Erste, Gefälligkeit, schleppt im muntern Eifer, und tüchtig schiebt der Hinterste, lieblicher Troß. Vorne knien Zwei; der Eine, süße Schmeichelei, versucht die Herbstpracht zu stützen; der Andere, Weichherzigkeit, sinkt, wie erdrückt von der heitern Last. Hinter Weintrauben lügen neckisch drei Gesichtlein vor: naive Koketterie, leichter Sinn und Schalkheit. Zu Rubens Füßen legen die Sieben das reiche Fruchtgewinde nieder, alle die heitern Tage und Jahre, die ihm aus diesen Eigenschaften gereift sind. Ueber des Meisters Antlitz gleitet ein wehmüthiger Zug, daß Alles dieß vergangen; er wendet sich ab. Lukas schilt die Kinder und jagt sie auseinander.

Ich war froh in eine Nebengallerie zu entriren. Hier, unter den Genrebildern der Niederländer, geschäftiges Regen und Weben. Sie trödeln Alle ihr Leben so fort, wie von Wasserwerk getrieben. Troß dem Gewimmel geht Alles so systematisch ordentlich, Keiner stößt den Andern. Alles blank und zierlich wie in Doffenstuben. Mahut es mich doch beinahe an Nürnbergs Weihnachtmarkt, und alle Wonnenschauer der Kinderjahre kommen über mich. Aber doch sind es Geschöpflein, die Mark, Fleisch und Blut haben und Seelchen mit lebendigen Trieben. Welche Lust, mit diesen Menschlein, wie mit Puppen zu spielen! Hier die Schneiderwerkstatt von Slingelandt: der Meister mit der Brille auf der Nase, die mächtige Scheere in der Hand, schüttelt den Lehrbuben am Ohre, der den langen Faden einfädelt. Dort der Marktschreier von Gerhard Dow, unter seinem Sonnenschirm, Papiere vor sich ausgebreitet mit ungeheuren Siegeln. Eine Bauernhochzeit von Teniers zieht tanzend vorbei. Philisterhafte Masken von Vinkenbooms laufen Schlittschuh. Papageien plappern zusammen von einem Rahmen in den andern. Leise schnurrt das Rad der Spinnerin von Gerhard Dow. Dorners Kaufmannswittwe mißt unaufhörlich Zeug ab, eine Elle um die andere. Viehheerden von Berghem und Roos werden vorbeigetrieben gegen sonnige Landschaften; melodisch tönen die Glöckchen. Schwein- und Stierköpfe auf den Bambocciaden von Adrian van Ostade, Brouwer, Zorg: Alles in Thiere verwandelt. Mit langem grauen Barte und verwahrlostem Anzuge sitzt Schlichten's Geiger auf niederem Schemelchen, streicht die Fidel und singt dazu:

„Kraut und Rüben haben mich vertrieben,
Sätt' die Mutter Fleisch getocht wär' ich länger blieben.“

In den zwei Zeilen liegt sein ganzes Leben. Eines Tages warf er den Köffel weg der böse Bube, und lief aus dem Elternhause, das ihm zu eng und niedrig dünkte, in die weite Welt. Als er nach langen Jahren auf seinem Irrwege einmal durch das Dorf zog, guckten fremde Gesichter unter seines Vaters Dach vor. An der Kirchhofmauer blieb der Geiger stehen

und schaute hinüber auf die Gräber im hohen Grase. Aber in der nächsten Herberge schon wieder spielte er den Dirnen ein lustiges Lied auf für einen Schluck Brantwein.

Da sieht man einen Feldtrompeter von Jan Steen, auf einem Schimmelchen von Wouvermanns Kurier reiten zwischen einer Dame von Terburg und einem Ritter von Franz Mieris. Ein Arzt von Jan Steen wird zu einer Dame von van der Neer gerufen, die im schimmernden Atlasgewande auf ihrer verstimmten Laute klimpert. Ein Hund von Wynants stiehlt der Köchin von Mezu den Braten vom Spieße.

Getöse von Soldaten, Gefechten, Zigeunern der Wouvermanns, Hugtenburg, Le Ducq. Brennende Gebäude vom Höllenbreughel. Daneben schlummert ein Kind von Slingelandt ruhig in der Korbwiege, bis an's Halslein mit grünem Teppiche zugedeckt, wie ein Rosenknosphen; und die alte Frau von Peter van Hooghe liest ihre Sonntagpredigt. Sammetbreughels Blumen in den Bildern von Rottenhammer sind so hoch aufgeschossen, daß man die Gestalten gar nicht mehr sieht — eine ganze Wildniß. Franks allegorische Figuren verstecken ihre Blöße in Reifröcken, tragen sämtlich Perrücken oder Zöpfe. Die Mäßigkeit und die Vernunft, von Ottavius van Been, auch in die Kokototracht geschlüpft, tanzen eine Menuett zusammen; rings um das Paar stehen musizirende Figuren von Balen, wie Porzellanpüppchen. Daneben zupft die Tradition von Otto Vanius Gold- und Silberfleckchen, gleich einer Marquise aus dem Zeitalter Ludwigs XIV oder XV. Ich mußte laut lachen. Da rotteten sich alte Weiber zusammen und warfen nach mir mit Pfannen und Löffeln — mit Einem Schritte ließ ich das Pygmäenreich hinter mir.

Schon öfters hatten wunderbare Melodien mein Ohr berührt. Zuletzt entdeckte ich, daß die Landschaften so tönten. Sie waren wie Lieder ohne Worte, und es traf überall zu: je mehr Naturlaute in einem Gemälde, je klangreicher. In der Musik der Seestücke wogte die meiste Leidenschaft: Peters und Bliersers Seestürme rauschten in aller Wildheit. Vernets heitere Meerbilder lockten mit Syrenensang.

In einiger Entfernung von mir erkannte ich Van Dyl's Bürgermeisterin von Antwerpen im wallenden schwarzen Kleide, Spitzen um Hals und Mieder. Das Gesicht war etwas abgeblüht. Die Lippen können schmeicheln. In den Augen brennt spanische Liebe und Wuth. Gegenüber der Bürgermeisterin brüstete sich ein welscher Hahn von Hondeloeter. Van Dyl's Dame mit der Granatblüte in der Hand und dem bleichen adeligen Gesichte, hatte auch ihren Rahmen verlassen, ihr goldgesticktes Atlasgewand in prächtigem Faltenwurfe auf dem Boden schleppend. Sie trägt vor der Brust gleichsam ein kleines Schild von Juwelen, die, gleich den Perlen schnüren um den weißen Hals und Arm, und gleich den Ringen der Bürgermeisterin, meine Blicke immer wieder fesselten. Es war etwas Räthselhaftes in diesen Kleinodien. Zuweilen kam es mir vor, als wenn sie ge-

flügel wären, Augen hätten, und mir wollte fast bedünken, ich hätte Aehnliches heute schon an Andern gewahrt. Die Bürgermeisterin warf sich in die Brust, so oft sie an der Dame vorüberging, die steif und gleichgültig vor sich hinsehend, es nicht zu bemerken schien und durch den Saal rauscht am Arme eines Herrn in spanischer Kleidung. Wie im Traume wandeln Beide; es mögen wohl keine Eheleute seyn. Neben ihnen her läuft bellend ein kleines Hündchen, weiß und braun gefleckt; vergebens lockte ihn die Bürgermeisterin verstoßen. Aber am armen Lukas sprang es so freundlich wedelnd hinauf, daß man gleich etwas Verwandtschaftliches zwischen Beiden erkennen mußte. Der Bürgermeister von Antwerpen schritt mit konventionellem ehrerbietigem Gruße an seiner Gemahlin vorbei, bald zierlich die Haare streichend, bald den wohlgepflegten Knebelbart, gutmüthige Frivolität in den angenehmen Zügen; machte überall den Hof, nahm aus den Vasen Blumen und vertheilte sie, warf mit seinen nicht allzugroßen Augen den Magdalenen schmachttende Blicke zu.

Im Armstuhle die Dame mit dem schlicht gekämmten Haare, dem goldenen Brustlatze, dem sittigen Halstuche, ist Lord Ruthens Tochter, Van Dyk's Gattin. Das Gesicht schmal, edelgeformt, freigewölbt die Stirne; die dunkeln Augen von Schwermuth gedrückt, das Näschen etwas hochgetragen. Aristokratische Verneinung in dem vornehm englischen Kopfe; viel Ruhe, oder vielmehr viel Gleichgültigkeit, aus Schmerz entstanden, aber eben in dem Isoliren sehr anziehend. Den Arm umklammert zärtlich ein kleines Mägdlein mit golverzierter Mütze, ein gar holdes Gesicht. Aber im Mündchen und in den treuen Augen liegt ein banges Weh. Der Künstler selbst naht, den Mantel über die Schulter geworfen, voll Grazie, wie voll Leichtsin. Spott und Gefühl, Muthwille und Melancholie haben in diesen Zügen gestritten. Sanftgeringelt wallen lichtblonde Locken um das feine Gesicht. Der Maler tritt vor seine Frau hin, starrt sie aus den großen scharfen Augen schmerzhaft an. Sie wendet sich ab. Das Töchterlein hat sich neben den Vater gestellt und die Mutter bittend angesehen. Helle Thränen rollen dem Mägdlein über die Wangen; bekümmert führt sie den Vater weg die lichte Kindergestalt, die in immerwährender Unruhe zwischen Beiden unstät hin und her wandelt, bei Jedem weilen möchte. Wie Rauchwolken jagen schwarze Schatten hinter Van Dyk her. Heisere Stimmen krächzen durch einander: „Ich bin hungrig gewesen und Du hast mich nicht gespeist. Ich bin durstig gewesen und Du hast mich nicht getränkt.“ Darbenbe sind es, die Rechenschaft von dem Maler fordern für das irdische Gut, das er vergeudete und dadurch so vielen Nothleidenden entzog. Das Kind ist bei all den reichgeschmückten Damen und Herren im Saale umhergegangen, Almosen zu erbitten, und theilt Gold aus und kleine Bröddchen unter die Schatten, welche den Vater verfolgen.

Zwei Heilige von Coccia schweben zu der Lady, Jungfrauen in hellblauen Mänteln, weiße Färbre über dem Goldhaar: Katharina, das Antlitz

voll Liebe und Mitleiden, große Perltropfen am rothen Nieder, eine blaue Feder in der Hand. Barbara mit den sinnigstillen Zügen, heiterer, im Bewußtseyn, helfen zu können, blickt aufmerksam in ein Buch. Anfangs konnte ich das Flüstern nicht verstehen. Ich hörte Barbara sagen: Du warst nicht lasterhaft, nur unartig. Im Leben bist Du verzogen worden; jetzt mußt Du nach dem Tode erzogen werden. Darum kommen wir als Maria's Boten lehrend zu Dir. — Mir schien, als erleichtere Van Dyck's Frau durch Beichte ihr Herz. Ich vernahm die Worte: So die Heirath erzwingend als verwöhntes Kind, litt ich unsäglich durch die Verschwendung meines Mannes, von seinem regellosen Wandel, muß bitter bereuen, durch Unduldsamkeit und Launen seine Fehler noch mehr ausgeprägt zu haben. Bald gefiel ich mir in der Huldigung eines Andern, habe tiefe Neigung für ihn empfunden, wenn auch dagegen gekämpft und sie in mir verschlossen, doch mit trotziger Geduld. Jetzt ist Alles vorbei. Den besten Willen hab' ich, gut zu werden, kannte aber den Weg ja gar nicht, bevor Ihr gekommen seid. — Und Dein Kind! warfen ihr die Heiligen vor. Bedachtest Du nicht, was es bei Eurem Zwiste litt? Du hast die Liebe zum Vater schmälern wollen. — O könnte ich nur die Bitterkeit gegen meinen Mann überwinden! seufzt die Lady bleich und bleicher. — Du verlangst Barmherzigkeit und hast keine? mahnte Barbara streng. Katharina setzt fast bitzend hinzu: Wie Du vergibst, wird Dir vergeben. — Darauf beten die Heiligen lang mit der Mutter, das Kind kniet still daneben.

Dort die Landschaft — das ist wie Sehnsucht? Es ist auch nur Sehnsucht: Sehnsucht hat es gemalt. — Manche Bilder bleiben ruhig an der Wand, wie der Meister es ihnen angewiesen. So blickt Vivien's Fenelon mit dem väterlichen Friedengesichte und der milden Geistesjugend in den Augen, unverändert, als schönes, lebhaftes Gemälde aus dem Goldrahmen. Flink's Soldaten aber legen sich in eifrigem Würfelspiele weit über den Tisch, und in der Ecke tanzen der alte Mann und das alte Weib von Denner in ihren Pelzröcken mit einander; der zahnlöse Zitherschlager von Paudiz spielt auf. Alle drei sind kreuzvergnügt. Die alte sieht jetzt freilich minder sauer d'rein, fast so jovial wie ihr Mann. Arme alte Weiber! Der Zitherspieler schlägt den Takt mit dem Fuße, und der greise Denner schwengt sein violettes Sammetmüßlein und singt: „Und als der Großvater die Großmutter nahm, da war der Großvater ein Bräutigam.“ Das Tänzerpaar klatscht in die Hände. Kinder von Franz Hals lagerten sich naschend um einen Fruchtkorb; hinter der Kleinen mit dem Schäferhütlein streckte Baldungs Markgraf den Kopf vor und schreiend laufen sie alle davon. Schalken's Mädchen lacht nicht mehr. Sie sitzt allein bei ihrem tief niedergebrannten Lichte und der Bursche ist nirgend zu sehen.

Eine Landschaft von Ruysdael klang in eintönig schwermüthigen Weisen. Es seufzt aus ihr: Es ist ein Stückchen Welt Schmerz hinein gebannt.

Während meine Seele sehnsüchtig den Tönen nachzog, fiel der Blick auf zwei Köpfe von Rembrandt, die unfern von einander, über der Thüre, wie aus Fenstern auf das Gewühl herunter schauten. Der Mann trägt über dem Wamms einen Rock mit breitem Sammtkragen, das flache Barett tief in die Stirne gedrückt. Er legt den Arm heraus, deckt mit der rechten Hand die linke, an welcher, wie zufälliges Bewegen verräth, ein Ring mit glühendrothem Steine funkelt. Es ist etwas Vulkanisches in der Gestalt, innere Aufregung, gewaltsam zurückgedrängt, bei äußerer drohenden Ruhe. Die Frau hat einen schwarzen Schleier auf ihr blondes Haar geheftet, das ein goldener Reif hält, und birgt ihre Hände in Handschuhen. Die nachdenklichen braunen Augen — sie sind hell geweint — blicken doch scharf und klar, obschon sie nur traumhaft kalt über das Außenleben hinstreifen. Nichts erfreut, nichts erschreckt sie. Der Mund lieblich, aber schweigsam im Frieden des Schmerzes. Geistige Hoheit waltet in dem Gesichte. Vielleicht war es einmal Uebermuth. Jetzt kommts vom heldenhaften Tragen. Um die beiden Wesen schwebt ein unheimliches Räthsel: Sie können sich nicht erreichen und sind doch so nah. In den Zügen des Mannes zuckt wilder Kampf. Man meint, der zornige Jammer müsse jeden Augenblick losbrechen. Was für Vorwürfe liegen in dem messenden Blicke, der die Welt vernichten möchte! Ohne ihn anzusehen, empfindet die Frau alles sympathetisch mit. Es ist aber mehr nur ein Weh um ihn. Wenn sich das Paar einmal will zu einander wenden, drängen sich drei Gestalten in großer Unruhe dazwischen: ein Herr in spanischer Tracht mit dem goldenen Bliës. In seinem schmalen Gesichte finde ich die schönen, etwas scharfen Züge jenes Frauenkopfes wieder, die stolze Stirne, die feinen Brauen, das vornehme Wesen; aber tiefgebeugter Stolz drückt sich in der Haltung des Spaniers aus. Ihm zur Rechten, gerade vor dem jungen Weibe, das aus seinem Rahmen wie durch ein Fenster schaut, eine stattliche Frau, mit blühendem regelmässigen Angesichte, starkem blonden Haarschmucke, schwarzem Gewande und Schleier. Dem Herrn zur Linken eine Niederländerbürgerin, an den rothen Strümpfen, dem blendenden Schurz und Häublein zu erkennen, und auffallend ähnlich dem jungen Männerkopfe oben, vor dem sie hintritt. So schweben beide Frauengestalten wie abwehrend den zwei Rembrandtbildern zur Seite, sehen den Spanier mit verächtlichen, zornigen Blicken an, scheinen sich einander aber nicht zu gewahren. Dieser zieht ein Pergament vor, mit Siegeln bedeckt, und reicht es dem jungen Manne, der sich zornig abwendet; höher erglühn die fieberhaften Flecke auf seinen Wangen; die Lippen drohen sich zu einer Unheilflut zu öffnen; allein er trotzt dem innern Sturme. Die Frau im Rahmen löst das breite Juwelenband sammt Medaillon, das ihre Brust schmückt, streckt den Arm weit vor, und bietet es dem Spanier hin, der heftig zittert und sein Gesicht in beide Hände birgt. Da er nicht nach dem Kleinode greift, läßt sie es zuletzt langsam aus den Fingern gleiten. Es fällt dem kleinen Läch-

terlein van Dyt's in den Schooß, das unten sitzt und sein Almofengeld überzählt. Es nickt freundlich dankend hinauf zu der ernstern Frau.

Weiter und weiter ward ich gedrängt. Die Kriegerstizzen von van Dyt, grau in grau, Wallenstein, Tilly, Johann von Nassau, Prinz von Carignan u. A. hielten in einer Nische Kriegs-rath in verschiedenen Gruppen, alle nur wie Rebel anzuschauen. Eine Landschaft von Rembrandt tönte germanische Schlachtgesänge, Wallhallalieder durch den deutschen Wald.

Sitzt nicht dort auf dem Strohhuhle Notar's Mädchen? Noch immer die Augen trocknend, noch immer das Blatt in der Rechten; aber ihr Gesicht nicht rosig wie ehemals. Mit gesenkten Wimpern singt sie eintönig, leise, leise wie eine Träumende, vor sich hin:

„Kann Lieb' von Liebe lassen?
Das Lieb' von Lieb' kann geh'n,
Ich werd' es niemals lassen,
Und doch ist mir's gescheh'n.

Kann Lieb' von Liebe scheiden?
Dann wär' ja Liebe todt.
Muß Lieb' die Liebe meiden,
Das ist die größte Noth.

Wie kann man seyn geschieden
Und ewig ewig da?
Wie bricht der Treu' und Frieden,
Der aus wie Engel sah?“

Der Bürgermeister von Antwerpen mochte schon lang vor der Weinenden gestanden und ihrem Liede gelauscht haben. Er seufzte und blickte sie mit einiger Sentimentalität an; das blonde Kind im blauen Nieder und weißen Säckchen achtete aber nicht darauf.

Pereda's Zigeunerin, in den weißen buntstreifigen Teppich gehüllt, saß mit langflatterndem Rabenhaare, zur Hexe verzerrt, auf einem Fasse von Leniers, hielt als Scepter eine Pfanne in der Hand. Ein kleines Publikum hatte sich um die Alte versammelt, dem sie allerlei lichtscheue Künste lehrte: Da hörte man von Liebestränken und anderem Zaubergebräu. Es fanden sich mehr weibliche als männliche Zuhörer ein. Die rothwangige Magd von Rubens hatte als Nachbarn einen Kahlkopf mit langem weißen Bart und zerrissenen Kleidern. Baldungs Markgraf stand auch dabei. Hart neben der Bürgermeisterin von Antwerpen saß die Großmutter von Murillo, die während dem Vortrage ihrem zerkümmerten Enkel die Haare von Ungeziefel reinigte. Die Alte von Spagnoletto hatte sich sammt Henne und Eierkörbchen auf die andere Seite der Bürgermeisterin geschlichen. Diese hing so begierig an den Lippen der Zigeunerin, daß die hofärtige Frau darüber vergaß, wo sie sich befand; zuweilen fuhr sie aber doch zusammen und blickte ängstlich umher, ob man sie nicht gewahre. Da kam Lukas vor-

bei. „Fort, Lumpengesindel!“ rief er; „was wollt Ihr da an der Teufelsküche bei dem olivenbraunen Herenbesen? Laßt Euch den Höllenappetit vergehen. Ja, ja, ein würdiger Hofstaat für die hochnäsige Frau Bürgermeisterin von Antwerpen! Schnaube nur mit den Müstern vor verhaltenem Zorne. Rolle nur Deine großen, braunen Augen, Du böses Gewissen. Trotz Deinem Pfaustaate gehörst Du in diese Galgensippenschaft.“ — Die Zigeunerin schlägt eine gellende Lache auf; die Weiber thun es ihr nach und deuten mit Fingern auf den Lanzenritter. Ueber das Antlitz der Bürgermeisterin zuckt ein bitterer Schmerz; sie unterdrückt die zornigen Thränen und zwingt sich zu heiferem Gelächter. Lukas geht traurig weg.

Moroni's Stubengelehrter, das erdfahle Gesicht mit schweren Stirnfalten unter schwarzem Käpplein, sieht aus den durchstechenden Augen, die nur farg den Schlummer kannten, nie auf einer Blume rasteten, wie ein Vorwurf in die Welt. Er hat die Sanduhr vom Tische genommen und zählt alle die Tage, alle die Stunden, die er im nutzlos dumpfen Brüten nicht gelebt hat. Körnlein für Körnlein. Ueber den Felsen und in den Schluchten von Salvator Rosa tönte Wimmern von Erschlagenen, die in ihren Sünden dahingefahren sind. Dazwischen wilde Räubergefänge, welche mich, langsam verhallend, in einen neuen Saal begleiteten. Mir war's, als dehnten sich die Räume. Waldlüfte fühlen meine Stirne. Rauschen von hohen Wipfeln und Quellen, junger Vogelsang schlägt an mein Ohr. Bäume wölben sich zu Hallen. Nur einzelne Sonnenpfeile stehlen sich durch die grüne Dämmerung, wie schweifende Goldfunken, und auf tanzenden Wellen blitzen Demantropfen auf. Lockende Gestalten gleiten durch die Zweige oder ruhen in verschwiegener Waldeinsamkeit, der gleichsam wie Blumenduft melodische Stille entströmt, indes an andern, freien Stellen ein buntes Gewühl und buntes Tönen über den Sammtgrasen schwirrt, ihn zur Blumendecke wandelnd: unabsehbar verlieren sich die Gruppen in Waldferne. Ueberall hochschäumendes Leben der Heidenzeit mit ihrer dichterischen Lust. Ueberall Götterdienst und Götzendienst der Freude. Der lichte Moosteppich auf sanfter Anhöhe ist wohl der Königin Thron? Frau Venus sitzt unter einem Traubengelände, im leichten weißen Gewand; darüber ein grünes und — wie der Himmel über der Erde — ein zartblauer Flormantel um die Schulter, auf der Brust mit goldener Spange gehalten; Perlen an den blonden Flechten. Die reinsten Formen. Das Schmachten des süßen Mundes sagt: „Ich bin glücklich, Alle sollen es seyn. Ich will nur Freude um mich verbreiten, die ganze Welt soll nur Schönheit seyn und Genuß.“ — Ein braunes Amorchen lehnt sich, neugierig behagend den Mund in die Hand gestemmt, auf den blendenden stolzen Nacken. Faun mit schwarzem Krauskopfe bricht Trauben und weiter zurück hebt Satyr mit beiden starken Armen die üppige Fruchtschale hoch empor. Mit freudiger Hoheit blickt die Göttin auf einen Mann im schwarzen Sammetkleide, der unter zerflatterten Rosenblättern zu ihren Füßen sitzt, dessen ganze Erscheinung

geistiger Uebermuth, aber auch eine gewisse verführerische geistige Grazie umgibt. Ein Lizian, das volle Haar auf der Stirne gescheitelt. Krauser Bart um das dunkle Gesicht. Morgenländische Brauen. Am Munde Verachtung, fecker Spott. Unlauteres Feuer im schlauen Blicke. Der Mann im Sammetkleide liest mit tiefer Metallstimme der Frau Venus störende Sonnette vor; liebäugelt zugleich mit einer Bacchantin, die hinter der Gebieterin steht — schwimmende Augen, schwellende Rosenlippen, ganz Jugendlust — und macht sich über einen jungen schwerfälligen Niederländer im spanischen Mantel lustig, einen van Dyk mit Pumphosen und goldenen Quasten, lockigen Haaren, Unterkinn, leichtem Bärtchen, weichlicher Frauenhand. Viele Männer sammelten sich um die Herrin: Ein Edelmann von Pereda im Scharlachmantel und perlgestickten Rocke, hat die Rechte auf seines Hundes langen schmeichelnden Hals gelegt. Neben jenem drängt sich Baker's bleicher Kavalier herein, funkelnde Juwelen am Hute. Ein Maler im Pelzrocke lehnt sich an den Baumstamm. Lange dunkle Haare wallen um die braunen Züge, die schön und wild sind, männlich, trotzend. Im Blicke sprüht geniale Kraft, ringende Kraft; viel Stolz und Weltverachtung, und doch auch Weltschmerz und Weltlust.

Spanische Krieger von Pereda streifen umher. Hier unter dem Laubzelte nistet ein Sangverein von Vordenone: Die junge Frau mit gelbem Turban, Geschmeide, entblößten Schultern, lächelndem Gesichte, umringt von Männern, liest in dem aufgeschlagenem Notenbuche — das Bild gutmüthigen Leichtsinns, sprudelnder Lebensfrische. Vor den Sängern ein Herr im rothen Mantel und rothem Barett, mit befehlenden Augen, ein hübsches dreistes Gesicht, scheint dem jungen Weibe am meisten verwandt, ob schon ein Anderer sie umfaßt. Weiter zurück bewacht die unheimliche Alte, in weiße Tücher verummmt, den fröhlichen Kreis. Dort, im Schatten, lagerten sich Pereda's Spieler um ihren Teppich. Der Herr mit schwarzem Federhute sieht neckend d'rein. Die Dame, im Begriffe auszuspielen, neigt aufmerksam das feine, sehr junge Profil in die Karten. Neben ihr sitzt ein zierlicher Jüngling; er hat seinen Hut auf dem Schooße, umschlingt mit beiden Armen zärtlich seine zweite Nachbarin im grünen Atlas. Auf der andern Seite steht ein junger Diener, in der Rechten den Weinfrug, in der Linken einen Teller mit Gläser. Weiterhin ein Troß von Mohren, Affen, Kameelen des Greghetto. Ein schwarzäugiger Bettelknabe von Murillo stiehlt eine Traube vom Nebengelände. Der neugierige Markgraf hat sich auch hier am Venusberge eingefunden. Eben faust eine Hirschjagd von Wouvermans vorbei: Hirsche, Rehe, Rüden, Jäger, die in's Horn stoßen. Die Schleier der Amazonen, die Federn auf den Hüten der Reiter flattern. Da schlagen die schwarzgetiegerten Hunde von Paul Veronese an und gellend pfeift der Amor, der sie an Ketten hält.

Zuweilen, wenn Gesang und Tauchzen verhallen, hebt ein unaussprechlich süßer Klang sehnsüchtig durch den Wald, sanft verschwebend, und Seufzer

fäufeln, wie der warme Zephyr in Blütensträußen. Versteckt am Busche schmückt sich ein eitles Weib von Giorgone. Sie hat Goldstücke, Perlen, Geldsäckel, Juwelen, Ordensbänder, Ringe um sich hergebreitet im thauigen Gras. Nachlässig fällt das grüne Gewand von der Marmorschulter. Um die rothbraunen Haare ist ein lustiger Florturban gewunden. Der Spiegel in der Hand gibt die scharfen, reizenden Züge, die Blut im Blicke wieder. Durch eine Blätterlücke lauscht Correggio's junger Faun. Rieselnden Silberwellen entlang wandelt Bordone's Schöne im Purpursammet, den linken Arm in die Seite gestemmt, den Rechten bewaffnet mit einem Fächer von Federn. Lichte, rothblonde Haare hängen weit herab, wie eben erst aufgeflochten. Etwas schnippisch der Mund. In den glänzenden braunen Augen eine gewisse zornige Schalkheit, des Sieges gewiß. Das Gesichtchen wie eine junge Rose, aber voll naivem Troze, und nicht unschuldig genug um kindlich zu seyn. Unter Blumen seh ich die Kinder von Rubens vergnügt, ohne ihr Fruchtgehänge, spielen, und die blonden und braunen Köpfe zusammenstecken. Correggio's kleiner Amor mit gelben krausen Locken und vielfarbigen Flügelchen, an die rosigten Schultern flaumig gewachsen, hat ein feines Blättlein zu Füßen der Frau Venus aufgehoben und buchstabiirt es, emsig mit dem Zeigfingerlein deutend. Der Mann im schwarzen Samtkleide zu den Füßen der Herrin, hat jetzt das letzte Sonett geendet. Sie hebt, im Auge zärtliche Begeisterung, die schöne Rechte, die ein Armband schmückt. Der Mund scheint sich öffnen zu wollen zu holdem Schmeichelwort. Alle umher rufen: „Aretino, der Göttliche! Pietro il divino!“ — Er nimmt einen schäumenden Becher rothen Weines aus des Satyr's Händen und leert ihn auf Einen Zug.

Schon lang hatte eine Frau von Paul Veronese dem Treiben von Weitem zugehört. Die dicke breite Figur stellt einen gewissen Prunk aus, wie das schwere braune Seidenkleid bezeugt, die Püfflein am Ärmel, das große Taschentuch, die goldenen Ketten und plumpe Hände. Die Augen sind heftig; den Lippen sieht man an, daß sie viel gebraucht werden zum reden und schelten. „Pietro il divino!“ Wiederholt die Menge so stürmisch, daß der Bürgermeister von Antwerpen, welcher zum Venusberg geschlichen war und eben hinzutreten wollte, sich eingeschüchtert zurückzieht. Die dicke Frau, froh, sich Luft machen zu können, ruft ihm zu: „Ihr thut recht, feiner Herr, daß Ihr dem zusammengelaufenen Volke aus dem Weg geht. Die Weibseute dort miteinander, ihre Frau Venus obenan, haben alle einen schlechten Ruf. Und was für ein Aufzug, schamhaften Menschen zum Aergerniß: „Die Personen sind ja fast nackt!“ — Der Bürgermeister möchte längst wieder fort seyn, hält nur aus angeborener Höflichkeit still, und schämt sich nicht wenig an der Alten. „Ist das eine Manier? bietet man sich je mit Art guten Morgen oder Abend, macht seinen gehorsamen Diener vor gestandenen Personen, die sich's sauer werden lassen bis sie zu Brod und Amt kamen? Da in der Tagdieberei ist's freilich keine Kunst, weiße

weiche Sammetpfoten zu haben. Nun, ein honetter Mann weiß was er davon halten kann. Und das gelbe Laster, der Herr Aretin, was winselt er doch von dem Papierstreifen ab? Ich hätt's auch haben können damals in Venedig, aber ich bin eine ehrbare Frau. Hat sich sogar wegen mir geschlagen; war eine arge Geschichte, lieber Herr, ich will sie Euch ein andermal erzählen. Nun, man kennt ja auch sein Ende: wie er dahin gefahren ist in allen Sünden, gestorben am verruchten Lachen über seiner Schwestern schandvollen Lebenswandel." — Bei diesen Worten geht Lukas vorüber und sagt: „Denk' an die eigenen Sünden, giftgeschwollene Kröte!“ — „Was untersteht sich der armselige Schlucker!“ kreischt jene; „ich bin eine rechtschaffene Frau. Man weiß schon, wie lang er wandeln muß. Bin ich doch beinahe um hundert Jahre später d'ran als er. Und es ist noch nicht aller Tage Abend.“ — In solchem Tone — der Bürgermeister hatte sich indessen davon geschlichen — hört' man die Alte noch lange schimpfen: jeder Vorübergehende bekommt sein Theil. Sie fürchtet den Teufel selbst nicht, liefert Schlachten mit dem Munde und räumt nie das Feld. Aretino verließ den Venusberg, Hohn, ja Selbstspott im Gesichte — und doch lauert hinter dem frechen Herausfordern ein Ungenügen, eine späte Angst. Er trillert ein Lied; der dicken Frau von Veronese, deren Augen von Wuth glänzen, ruft er zu: „Guten Tag, Alte;“ winkt im Vorbeigehen hinauf zu Rembrandt's Magier, welcher dem Pietro höhnisch zu nickt; flüstert der Bürgermeisterin von Antwerpen etwas in's Ohr, die erröthend ihre Augen senkt; nimmt ein Bauernmädchen von Antoine Pesne am Kinn und verliert sich endlich im Gedränge vom Kubensaal.

Vorwärts fühlte ich mich getrieben in neue Hallen. Alle Gemälde ohne Geist, fabrikmäßige Gemälde, wie die meisten von Luca fa presto und einige von Paul Veronese, schwammen unkenntlich ineinander wie Dunst. Bei Sandrart gewahrte ich's schon früher. Viele Bildnisse änderten den Ausdruck ihrer Züge; manche veredelten, milderten sich; bei andern fand das Gegentheil statt. Im Rahmen von Lizians Kaufherrn oder Goldschmidt regte sich's auch lebendig. Ein noch junger Mann mit ernstern Geschäftsminen, gemessener Haltung. Vor ihm ausgebreitet die prächtigsten Kleinodien. Schnüre von großen Perlen läßt er durch die Hand laufen. Aus dem Schmuckkästchen fliegen alle die Juwelen fort. Sie sehen aus wie geflügelte Bergmännlein: es sind Dämonen des Hochmuths, der Eitelkeit. Jeden rüstet der schwarze Mann aus, und freut sich, wenn sie so schaarenweise fortziehen nach allen Richtungen. Nun ward mir's klar, warum das Geschmeide bei der Bürgermeisterin und Andern mir so unheimlich auffiel.

Schon winkte wieder eine ahnungsvolle Scene: Der jugendliche Kopf von Torbido il Moro, neigt sich aus der Mauer. Unter dem schiefen Barett hängen gelbblonde Haare glatt gekämmt auf Hals und Nacken. Der braune Atlasrock, an der Brust leicht geknüpft, läßt das faltige Hemd durchschimmern. Dem Maler zu Füßen sitzt Orsi's Magdalena als unschuldig

Mägdelein. Im schwarzen Pelzkleide steht unfern die Alte mit der Katzenfreundlichkeit im Gesichte. Bezeichnend sind die Fältchen in den äußern Winkeln der kleinen grauen Augen. Kritisch zieht sie die Nase hinauf, weit von dem gleißnerischen Munde. Die jungen Leute schäkern und lachen. Dann gibt das Mädchen dem Jüngling liebend eine Rose. Pldßlich schiebt sich die Alte zwischen Beide, so daß sie sich nicht mehr sehen können. Das Weib grinzet höhnisch, nickt mit dem Haupte und bläst in die Rose, daß alle Blätter zerflattern. Da verwandeln sich Torbido's treuehrliche Mienen: statt der großen braunen Augen, die gar sanftfeurig blicken, dem leichten Flaume an der Oberlippe, schaut ein bleiches Greisenantlig aus dem Rahmen. Noch einmal grinzet das Weib; darauf zuckt große Angst über ihre Züge. Sie weicht zurück und sucht und sucht, und liest die zerstreuten Rosenblätter auf. Wieder kniet Magdalena, aber jetzt als reuige Büßerin, zu seinen Füßen, das lockige Haar weit herab auf Brust und Arme: ein süßes Gesichtchen, der Mund wie eine Knospe, die großen Augen mächtig halbgesenkt, völlig hingegeben in sittiger Klage und Demuth. Der Greis stößt mit solcher Härte die Flehende zurück, daß sie wimmernd flieht. In einer Ecke kauert die Alte, und müht sich mit steigender Angst immer vergeblich, aus den Blättern die Rose wieder zu gestalten.

Wie wunderbarlich im nächsten Saale! Gerüste sind aufgeschlagen — ein Marionettentheater: als schöne Dekorationen dienen Landschaften von Pynacker. Kleine Amoretten von Albani hat man statt Rosetten an die Verzierungen des Vorhangs geheftet. Ferri, Feti und Carlo Maratta lösen sich ab im Dirigiren der Puppen; jener vielen Heiligenbilder, die aller Heiligkeit beraubt, doch auch keine Menschen sind: Engel mit Harfen, und Säcilien machen Musik. Unter den Chören stehen Magdalenen von Cagnacci, Mola, Signani, auch mancher Hieronymus. Adrian van der Werff's blonde Magdalena gibt Gastrollen. Das Mädchen mit dem Lämmlein von Carlo Dolce lehnt zwischen den Kulissen. Unter den Zuschauern, die sich herandrängten, erkannte ich den Bürgermeister und den Marktgrafen. Eben tanzt die Herodias von Romanelli im gelben Rocke, gelbem Türkenbunde, blauer Schärpe, mit dem Haupte des Johannes auf einer Schüssel. Nach dem Ballet tritt Albani's heilige Ursula auf, schwingt ihre rothe Fahne und deklamirt einen Monolog. Darauf schreitet der Genius der Vergänglichkeit vor von Elisabeth Sirani, mit grellen Auglein, gespreizten Flügeln, blonder Perücke, und streut seine Rosenblätter über die Bühne.

Weiterhin rangen Gemälde der Carraci mit Gestalten von Michel Angelo Amerighi. Caravaggio warf mit Steinen dazwischen, lachte und heßte. Andere Meister kämpften oder tanzten selbst mit ihren Gebilden. Immer toller ward das Getümmel. Da sah man heidnische Figuren von Liberi und Tiarini. Der blinde Belisar von Michel Angelo delle bataglie hüpfte sehend als schmutziger Bettler umher. Aus der Menge taucht ein lorbergekröntes Haupt von Bronzino auf. Neben dem feisten Krieger des Ro-

driguez mit rother Feldbinde, wird ein blaßes Männerprofil von Orsi sichtbar. Die wohlgenährte Cleopatra von Paul Veronese kammert sich an den Hermelin von Tintoretto's bleichem graubärtigen Dogen. Aus den dichtesten Haufen ragt drohend Lizian's Admiral im blutrothen Mantel. Spagnoletto's alter Mann spielt Ball mit seinem Todenschädel. Zornig flucht der Krieger von Velasquez mit dem rothen Knebelbarte und der schwarzen Feder auf der Mütze. Vor ihm flieht im wehenden Schleier ein junges Weib des Scipione di Gaeta. Den Stock in der Hand, mit langem Barte und kahler Faltenstirne, schreitet der Mönch von Sacchi durch das Gestaltenmeer, ohne rechts, ohne links zu blicken. Aus der Wand nickt das spitze gelbe Kardinalgesicht von Velasquez. In allen Sälen steigerte sich das Getöse sinnverwirrend: entfernter Schlachtenlärm, Sturmgeheul, Hundgekläff und Brüllen von Raubthieren, Schimpfen, Rufen, wildes Schreien, Schwerterklirren, Zischen, schwere Fußtritte, Gepolter. Durch Alles hindurch schallt plötzlich ein gellendes Lachen. „Das war Peter Arretin!“ ruf ich unwillkürlich mit Entsetzen. In diesem Augenblicke krächten die Hähne von Hondeloeter und Albert Ruyp. Todtenstille folgte. Erst nach einigen Minuten schwoll das Geräusch wieder langsam, blieb aber weit mäßiger und dumpfer als vorher. Vorwärts zog ich zu einsameren Gegenden der weiten Gallerie.

In einer Seitennische lehnte am Pfeiler ein Lizian in schwarzem Gewande; rabenschwarz das Haar, der dichte Bart. Edel die elfenbeinerne durchsichtige Stirne, voll Gedanken. Die buschigen Brauen ruhen fast auf den tiefstliegenden Augen. Um die Adlernase, an den leichtgehöhlten Wangen ein gutmüthiger, unsäglich leidender Zug. Der Mund hat ein bitteres Grollen. Im Wesen viel Würde, aber die innigste Schwermuth, der Ausdruck tiefverhaltener, nach innen grabender Leidenschaft, wie sie ein schönes Herz zum Märtyrer macht. Er schreibt in ein grünes Buch mit goldenem Schlosse, das er in der Hand hält. Ein hoher Genius leuchtet aus seinen begeisterten Blicken; glühende Stanzas murmelt er vor sich hin. Da steigt vor dem Dichter, duftig wie im Traume, ein Sarg auf, von Kerzen umringt; auf weißem Kissen ruht eine holde Mädchenleiche, ein Kind des Frühlings, bedeckt mit duftenden Maiglöcklein, mit Rosen, mit allen Blüthen- geschlechtern, die der Lenz seinem Liebling schenkt; und die Blumen hängen voll Thautropfen, als weinten die Kränze. Schmerz wühlt im Gesichte des Mannes. Er wirft sich über die Leiche, er weint, er küßt ihre blaße Hand. Der Seinigen entgleitet das Buch, fällt vor dem Sarge nieder, in eine reine blaue Flamme auflodern, aus welcher Weihrauchdüste über die Bahre emporsteigen. Der Dichter kniet am Sarge, nimmt vom Finger den Ring mit dem hoffnungsgrünen Steine und steckt ihn der Todten an die Hand; darauf zieht er einen Dolch und bohrt sich ihn langsam in's Herz. In den Weihrauchwolken, die sich wie ein Flor ausdehnen, schwindet das Ganze. Lukas stand daneben und sah noch lang in den Nebel hinein.

Etwas entfernter saß die Cäcilie von Leonardo da Vinci, mit der Fülle goldbrauner Haare, den lächelnden und doch ernstern Augen, das Musikkblatt in beiden Händen. Die scharfen Züge waren gemildert. Viele Schatten drängten sich um die Gestalt im steten Kommen und Gehen. Sie schien Allen zu rathen, gleich einer klugen Frau und Seherin. „Wo ist denn ihr Palmzweig?“ dachte ich. Als hätte sie meine Gedanken gehört, wandte sie sich sanft zu mir und sagte: „Meine Palme hab' ich niedergelegt. Halte ich sie einst wieder in der Hand, wird mir wohl seyn.“ — Wie sie mich so mit ihren klaren Augen ansah, tief in meine Seele hinein — da wußte ich Alles: daß sie einst sehr weltlich gewesen und sich in der Liebe des Künstlers, der die Herrin conterseite für den Gatten, gewiegt hatte; daß sie sehr eitel geworden, da Leonardo sie als Heilige gemalt, und stolz auf den Palmzweig; und wie sich das immer mehr geläutert, und sie die Rathgeberin und Führerin von Vielen wurde.

Bettelbuben von Murillo balgen sich in einer Ecke, und während Spagnolettos Alte, mit der Henne im Arme, auf die Kinder hineinkeift, blicken diese scheu nach dem sanftschimmernden Franziskus von Zurbaran. Seine Schmerzensmiene, die heilbegierigen Lippen, der Himmelstrahl im durstenden Sehnsuchtauge, scheinen zu sagen: „durch Nacht und Sturm! Die Erde vergeht —“ Auch von entfernteren Heiligenbildern ging ein Leuchten aus und gebietende Stille für die Umgebung. Wenn ich an den Konterseis jener alten gothischen Kirchen von Peter Neef, Van Bliet u. s. w. vorbeikam, gewahrte ich bei den Betstühlen und den Säulengängen viele kleine rothe Flammen, wußte, daß es die unreinen, unächten Gebete waren, die nicht zu Gott aufstiegen konnten. Hochoben in der Wölbung blieb Sternenschimmer zurück von den reinen Gebeten, die empor zum Himmel stiegen. — Zurbaran's Schmerzensmutter, verhüllt in einen dunkeln Mantel, wankt einher, der stummste, zerreißenste Schmerz. Größer kann keiner gedacht werden, und doch bringt Mutterliebe sich selbst und ihn ergebend dar. Sogar der Leichtsinne einiger Weiber von Rubens und Van Dyk wird dadurch erschüttert; sie fallen zerknirscht der Dulderin zu Füßen. Viele Madonnen, solche, die nach lebenden Vorbildern, und nicht durch Andacht des Künstlers verklärt, entstanden, von Kranach, Rubens, Van Dyk, Luini, Signani u. s. w. verlieren ihre Heiligenscheine und sitzen als Mütter mit ihren Kindern alltäglich da. Einige Andere, von Bordonone, von Andrea del Sarto — das schöne italienische Weib in bunten, brennenden Gewändern, mit dem turbanartigen Kopftuche — klagen und wimmern über die Verehrung, welche ihnen die Menschen den Tag über zollen: „Wie bringt uns das wieder so weit zurück! Wie müssen wir all die Anbetung in der Nacht wieder abhüßen!“ —

Auch die Landschaften von Claude Lorrain fand ich wieder. Es sind Sonnenkinder und ihre Hymnen hat ihnen der Morgenstern gelehrt. —

Rubens arme Kindlein von Bethlehem ziehen, geschaart zur Prozeßion, an mir vorrüber: lauter selige Gesichter. Einige schleppen Kränze; Andere halten Palmzweiglein in den kleinen Händen. Um den Hals, um die Stirne haben Alle rothe Bänder, oder am Herzen rothe Kreuzlein: ihre Wundmahle, die sie zum Schmucke, als Ehrenzeichen tragen. Die Gesegneten, welche die Ersten seyn durften, die ihr Leben für Jesu ließen! Rechts und links von dem Zuge knien ihre Henker in Buße und Ehrfurcht. Ich ging der Prozeßion nach. Sie leitete mich zum letzten Saale, aus dem mir ein Meer von Licht entgegen strahlte. Geblendet senkte sich die Wimper.

Da ich wieder aufzuschauen wagte — O welch ein Anblick! Aller Glanz ging von Raphael's Madonna aus und von dem Kinde. An ihre Brust gedrückt, schmiegt es sich Wang an Wange, Stirn an Stirn in hingebender Liebe, aber doch schon den Ernst einer Ewigkeit im Unschuldssauge. Maria neigt in namenloser Innigkeit, in jungfräulicher und mütterlicher Verklärung, das Haupt zum Sohne. Stille webt um des Urbiner's eignes Bildniß, über welchem die Madonna lächelt. Raphael hat an ihr nicht mehr Theil als alle Andern. Sie gehört ihm nicht mehr als Andern. Durch der Madonna Gnade ist er zu Ruhe gekommen. Göttliche Eingebung senkte sich in Sanzio's Gemüth. Er mußte — er konnte nicht anders. Er war nicht er, in ihm zauberte der Genius: Raphael war nur die Hand für den himmlischen Gedanken.

Drei Madonnen nahen der Himmelskönigin. Die Erste, von Francia, im grauen Gewande mit goldenem Saum, kreuzt die Hände über der Brust, neigt die Knie, aufgelöst in andächtiger Rührung: es ist gehorsame Demuth. Die Zweite, von Perugino, sanft und treu, erscheint als ernste Milde. Die Dritte, von Fra Bartolomeo, dunkelroth gekleidet, mit golddurchwebtem Schleier und goldnem Gürtel, voll Sittigkeit, stellt mir Geduld und fromme Heiterkeit dar — die Tugenden der Maria auf ihrem Erdenwallen. Die Gebete, welche diesen treuen Mägden den Tag über dargebracht wurden, legen sie ihrer Herrin zu Füßen — da entsprossen Blumen, Rosen und Lilien. Auf der Schwelle aber seh' ich jetzt den armen Lukas angelehnt, kniend eingeschlafen, ein Lächeln über dem bleichen Gesichte — er hat wohl den Freund wieder gesehen. Die heilige Veronika von Meister Wilhelm von Köln im nonnenhaften Kopfstuche war hinzugetreten, die Mitleidige mit dem frommheitern Gesichte, und hatte ihr Tuch auf sein mitleidiges Herz gelegt.

Viele treue Gestalten sind in Herrlichkeit um Maria versammelt: Heilige von Perugino, Ghirlandajo, Giotto, Cano, Murillo. Ein Kranz von muscirenden Engeln des Fiesole und Gentile, die Einen, leichtbeschwingt in seliger Mailust, mit Harfen, Trompeten und Lauten, die Andern, frommlauschende Kinder, singend oder betend mit gefalteten Händen: umgibt die Himmelstreine, die in ihrer Sonnenglorie niedergeschwebt, weltvergeßend in

Mutterliebe und doch im Kinde die Welt umarmend, Himmel und Erde. Was von Maria ausgeht ist Segen. Der Sohn ist da, jetzt ist Alles vergeben, Alles vergessen, Alles Gnade, Versöhnung und Friede! Gottesliebe konnte sich in keine andere Hülle kleiden. Alles ist gut nur von dem Anblicke! Da muß Alles in Rührung hinschmelzen. Wer das einmal schauen durfte — da ist keine Sünde, kein Elend mehr. In heiliger Liebe lodert jedwedes Unreine auf. Das sah ich, das fühlte ich und sank, mit Ehrfurchtschauern das Antlitz verhüllend, in die Knie. In diesem Augenblicke erwachte ich — ich war in meinem Armstuhl eingeschlafen.

Emma Niendorf.

